

PREUßENS MONARCHEN UND DIE LITERATUR

WERNER RIECK

Königshaus und Literatur, Dichtung und Thron in Preußen – dieses Wechselverhältnis ist keinesfalls Marginalie in deutscher Literaturgeschichte, sondern – wie wir in dieser Skizze zu einem umfangreichen Buchprojekt zeigen wollen – eher ein Historienstück, das uns auch über das Verhältnis von Macht und Kultur in Deutschland belehren kann. Doch behutsame Differenzierung ist geboten, wenn wir einen Prozeß überschauen und gar werten wollen, der uns ins Jahr 1701 zurückführt. Die Krönungsfeier des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. war nach barocken Vorbildern inszeniert – Musik und Feuerwerk gaben dem Ereignis vom 18. Januar 1701 in der Schloßkirche zu Königsberg den akustischen und optischen Rahmen, mit dem der Brandenburger, der zugleich auch Herzog von Preußen war, sich selbst die Königskrone aufsetzte und sich und seine Nachfolger aus dem Hohenzollernhause fortan zu Königen von Preußen erhob. Der Abgang war bekanntlich viel prosaischer. Er bestand aus Verzicht und Flucht. Auf den Rat der Obersten Heeresleitung verließ Kaiser Wilhelm II. am 10. November 1918 das in Spa in der Provinz Lüttich gelegene Große Hauptquartier und ging nach Holland.

Diejenigen, die in mehr als zweihundertundsiebzehn Jahren die Geschicke Preußens lenkten, nehmen, was ihr Verhältnis zu Kunst und Literatur betrifft, recht unterschiedliche Positionen ein. Für Friedrich den Großen mit seinem gewiß sensiblen Verhältnis zu den Musen symbolisiert schließlich auch der Kriegsgott Mars ein wesentliches Moment seines Lebens. Für seinen Bruder, Prinz Heinrich, gilt diese Konstellation nicht weniger; und Kaiser Wilhelm I. und sein vielfach verspotteter, gefürchteter und glückloser Enkel Kaiser Wilhelm II. sind dem Kriegsgott weit mehr als den Musen dienstbar gewesen.

Beachtung verdient in dem Zusammenhang aber auch ein Blick auf jene dem preußischen Königshaus näher oder ferner stehenden Anverwandten, die hier nur kurz erwähnt werden können. Da ist – um ihn mit Theodor Fontanes Ballade vorzustellen –

„Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschauen,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott schöner Frauen,
Blauäugig, blond verwegen
Und in der jungen Hand
Den alten Preußen-Degen
Prinz Louis Ferdinand.“¹

Dieser im Volk beliebte Preußenprinz und Neffe Friedrichs des Großen, der einer Rahel von Varnhagen seine intimsten Liebesabenteuer anvertraute, war eine romantische Natur – tollkühner Militär und General, kühner und freidenkender Liebhaber, künstlerisch veranlagter aristokratischer Bohemien und glänzender Musiker. Er war wie die meisten Adligen seiner Zeit französisch gebildet, den Vertretern der deutschen Literatur aber zugeneigt und vielfach sogar freundschaftlich zugetan. Sein Schicksal, nach der Niederlage der Preußen bei Saalfeld 1805 einem Rückzugsbefehl zu trotzen und sich den Franzosen um den Preis seines Todes entgegenzustellen, hat vielfach an Kleists „Prinz von Homburg“ denken lassen.² Nach der bekannten Melodie „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ dichtete Ferdinand Freiligrath 1843 seine Ballade „Prinz Ludwig von Preußen“, in der er den Prinzen nicht nur als den geselligen Zecher und vor allem als den Helden von Saalfeld feierte, sondern vor allem als einen preußischen Prinzen, der sich vom berühmten Klaviervirtuosen Jan Ladislav Dussek (Dusik) den Zopf – Symbol für Rückschritt und Reaktion in Preußen – abschlagen läßt und den der Dichter nun – achtunddreißig Jahre nach seinem Heldentod – bittet, „ein Donnerwetter / In die Zöpfe dieser Zeit“³ fahren zu lassen.

Eine ähnliche gewichtige Gestalt ist in dem Zusammenhang die Königin Luise, eine Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz. Bekanntlich hat sie, noch als Prinzessin und Braut, auf die Lektüre ihres Bräutigams, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. Einfluß zu nehmen versucht. Die Königin Luise riet übrigens ihrem Bruder Georg, der in Rostock studiert hatte, zur Erweiterung seiner Ausbildung eine Stadt zu wählen, wo er auch Finanz- und Kameralwissenschaft erlernen könne. Weimar erschien ihr ein solcher empfehlenswerter Ort, und sie schrieb ihm unter anderem: „denke Dir einmal die herrlichen Erholungsstunden in Wielands und Goethes Gesellschaft“.⁴ Doch der Bruder ging nicht nach Weimar, sondern nach Berlin, wo er vermutlich auch Vorlesungen bei Friedrich Schlegel gehört hat. Als im Mai 1804 Schiller, Lieblingsdichter der Königin Luise, Berlin besuchte, inszenierte Iffland aus diesem Anlaß im Nationaltheater „Die Braut von Messina“, „Die Jungfrau von Orleans“

¹ Theodor Fontane: Gedichte. Hrsg. von Joachim Krueger und Anita Golz. Berlin und Weimar 1989, Bd. 1, S. 220.

² Vgl. u. a. Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Zusammengefasst von Wilhelm Bode. Berlin und Weimar 1979, Bd. 2, S. 542 f. und Georg Brandes: Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Bd. 3, Berlin 1924, S. 499.

³ Ferdinand Freiligrath's gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1886, 5. Aufl., Bd. 3, S. 33 – 35.

⁴ Zitiert nach Paul Bailieu: Königin Luise. Ein Lebensbild. Leipzig 1908, S. 103.

und „Wallensteins Tod“. Schiller wurde in Berlin überall gefeiert, und Anliegen Ifflands wie der Königin Luise war es, ihn zur Hebung des kulturellen Ansehens der preußischen Hauptstadt nach Berlin zu holen.⁵

Ferner sind in diesem Zusammenhang Dichter zu nennen: In den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts hat der Prinz Georg von Preußen – ein Sohn des Prinzen Friedrich und Enkel Friedrich Wilhelms II. – vor allem historische Dramen, „Elfrida von Monte Salerno“, „Adonia“, „Die Marquise von Brinwilliers“ bzw. „Katharina Voisin“, „Katharina von Medici“, „Konradin“, „Sappho“, „Kleopatra“, „Phädra“ und „Christine von Schweden“, veröffentlicht, von denen auch einige aufgeführt wurden.⁶ Der General der Kavallerie, der in seiner Jugend wegen schwächerer gesundheitlicher Konstitution lange im Süden lebte und sich intensiven wissenschaftlichen und vor allem kunstwissenschaftlichen Studien gewidmet hatte, hat vor allem mit seinen „Vergilten Blättern“ aufschlußreiche Memoiren hinterlassen. Er schrieb seine Dramen unter dem Pseudonym Georg Conrad und verkehrte neben Gutzkow, Wilhelm Jordan, Luise Mühlbach und Ernst von Wildenbruch im Berliner Salon der Droste-Freundin Elisa Felicitas Freiin von Hohenhausen.⁷

Auch der illegitime Hohenzollernsproß Ernst von Wildenbruch – dessen Vater, preußischer Generalkonsul und nachmaliger Gesandter in Konstantinopel, der Liaison des Prinzen Louis Ferdinand mit der Hutmacherstochter Henriette Fromme entstammte – ist in die Literaturgeschichte als vaterländischer Dramatiker und Erzähler eingegangen.⁸ Wildenbruch, übrigens mit einer Enkelin Carl Maria von Webers verheiratet, wählte nach enttäuschter Laufbahn als Gardeoffizier in Potsdam die Juristenlaufbahn. Mit den seine eigenen Erfahrungen aus dem Kriege 1870/71 verarbeitenden Heldenliedern „Vionville“ und „Sedan“ wurde er in der Nachkriegsphase als patriotischer Dichter wirksam, mehr jedoch noch mit seinen Historiendramen, unter denen die Hohenzollerndramen „Die Quitzows“ – es ist die Geschichte vom Kampf der Brüder Quitzow gegen den ersten Hohenzollernfürsten in der Mark – „Der Generalfeldoberst“ und „Der neue Herr“ besonders erfolgreich waren, wengleich Wilhelm II. diesen Werken gegenüber, besonders letzterem, in dem man zu unrecht in Figuren wie Augustus von Rochow und dem jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm Anspielungen auf das Verhältnis zwischen Bismarck und dem Kaiser vermutete, weniger aufgeschlossen war.

Außerdem gehört zu diesem Kreise mit großer Wahrscheinlichkeit der in Paris geborene Harry Graf Kessler, der als einer der bedeutendsten Tagebuchautoren jüngerer Zeit gilt, auch eine Autobiographie „Gesichter und Zeiten“ sowie Reiseliteratur, „Notizen

⁵ Vgl. Heinz Ohff: Ein Stern in Wetterwolken. Königin Luise in Preußen. München – Zürich 1996, S. 246.

⁶ Vgl. z. B. Robert Koenig: Deutsche Literaturgeschichte. Bielefeld und Leipzig 1895, 25. Aufl., Bd. 2, S. 515.

⁷ Vgl. Sophie Pataky: Lexikon deutscher Frauen der Feder. Berlin 1898, Bd. 2, S. 137.

⁸ Siehe u. a. Albert Soergel: Dichtung und Dichter der Zeit. Leipzig (1911), 5. Aufl., S. 73 – 81; Eduard Engel: Geschichte der Deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Bd. 2, Wien – Leipzig 1920, 27. bis 29. Aufl., S. 294 – 296 und Friedrich Kummer: Deutsche Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Dresden 1922, 13. bis 16. Aufl., Bd. 2, S. 179 – 185.

über Mexiko", und eine Biographie Walther Rathenaus verfaßt hat. Keßler, dessen aufschlußreiche Tagebücher teilweise noch des Drucks harren, war – folgt man den überzeugenden Hinweisen Golo Manns – der Sohn Kaiser Wilhelms I. und dessen schöner irischen Geliebten, die von dem Schweizer Bankier Keßler – nachdem der Kaiser ihn geädelt hatte – gehehlicht wurde.⁹

Literarische Dokumente, die das Verhältnis Thron und Literatur berühren, reflektieren auch, wie unterschiedliche Entscheidungen preußischer Monarchen im kulturellen Bereich beurteilt wurden. Die unter Friedrich Wilhelm I. betriebene Förderung Potsdams war beispielsweise bereits 1728 in einem Bändchen „Unsterblichkeit des Märkischen Adels" zum Gegenstand eines poetischen Dialogs zwischen Berlin und Potsdam erhoben worden. Die Stadt Berlin resümierte:

„Mein Umfang, meine Zier und königliche Pracht,
Die hatten mich mit Recht zur Königin gemacht,
Doch seit des Königs Huld sich neigt zum Havelstrande,
So bin ich Fürstin zwar, doch als im Wittwen Stande."
Darauf antwortete ihr die Stadt Potsdam:
„Sieh, große Schwester, nicht mit scheelen Augen an,
Daß ich in kurzer Zeit mich so hervor gethan,
Mein König liebte mich, da war ich schon genesen,
Bedenke, was du selbst zu Friedrichs Zeit gewesen."¹⁰

Das Bild des um Preußens Existenz immens verdienten Königs Friedrich Wilhelm I. ist durch seine widersprüchlichen und menschlich oft abstoßenden Charakterzüge geprägt worden. Der prügelnde Familientyrann und gewalttätige Bürgerschreck, der Geizhals und brutale Spötter war für Voltaire der „Vandale", für viele Zeitgenossen der „Barbar aus dem Norden". Schließlich hatte es unter seiner Herrschaft auch den in der Hohenzollernhistorie schärfsten Vater-Sohn-Konflikt gegeben. Der Soldatenkönig, wie er genannt wird, der übrigens nie Krieg geführt hat, schuf als späten Zweig des Merkantilismus die preußische Staatswirtschaft.¹¹ Er formte eine von Armee und Zivilverwaltung getragene und auf ein effektives Staatsdienertum gestützte Monarchie. Doch der ökonomische und politische Pragmatismus des Soldatenkönigs – sein berühmter Sohn sprach davon, daß er das Nützliche dem Angenehmen vorgezogen habe – wirkt geradezu barbarisch, wenn in der kulturgeschichtlichen Bilanz grobske Maßnahmen sowie kunst- und wissenschaftsfeindliche Entscheidungen und Entschlüsse erscheinen. Friedrich Wilhelm I. schaffte nicht nur die Pracht- und Prunksphäre, die an anderen europäischen Höfen herrschte, konsequent ab – etwa Hofstaat, Hoffeste und Pagen und Lakaien –, nicht nur das aufwendige Protokoll bei der Einführung ausländischer Diplomaten, die sich fortan während der Wachparade auf dem Exerzierplatz kurz

⁹ Vgl. dazu Rolf Hochhuth: Über das Schreiben von Tagebüchern. In: War hier Europa? Reden, Gedichte, Essays. München 1987, S. 204 f.

¹⁰ Zitiert nach M. Heinze: Geistige Beziehungen zwischen Berlin und Potsdam. In: Erforschtes und Erlebtes aus dem alten Berlin. Berlin 1917, S. 316.

¹¹ Zur Regierungszeit und zum Regierungsstil Friedrich Wilhelms I. vgl. bes. das Buch von Heinz Kathe: Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. 1688 – 1740. Berlin 1976.

vorzustellen hatten, sondern er kürzte Gehälter und den Etat für Küche und Keller um 400 000 Taler jährlich. Die Lustgärten in Berlin und Potsdam wurden Exerzierplätze, die königlichen Lusthäuser entweder als Dienstwohnungen oder als Lazarette genutzt. Holzschemel ersetzen prunkvolles Gestühl. Kam der Hofmaler Antoine Pesne mit einer Gehaltskürzung davon, so verließen Johann Friedrich Eosander und Andreas Schlüter Preußen und gingen nach Schweden bzw. nach Rußland. Der Teppichweber Mercier der Jüngere wanderte nach Dresden ab und baute dort die berühmte Gobelin-Manufaktur Augusts des Starken auf. Der von Friedrich dem I. geförderte Hofdichter Johann von Besser wurde einfach entlassen. Dafür interessierte sich der Soldatenkönig mehr für die derben Possen und Kraftakte des als „teutscher Simson" bekannten Theaterprinzipals Johann Carl Eckenberg, der schon Peter den Großen mit seinen athletischen Künsten beeindruckt hatte. Die goldenen und silbernen Medaillen aus der berühmten Münzsammlung seines Vaters ließ er wegen ihres Metallwertes einschmelzen; und antike Bildwerke aus Marmor und Bronze sowie kostbare Vasen aus China und Japan, die einst die königlichen Schlösser zierten, tauschte er bei August dem Starken gegen zwei Dragonerregimenter ein. Auch die Akademie der Wissenschaften verlor jegliche Förderung. Nicht allein, daß sie vom eingeschränkten Etat Miete für ihre Räume zu zahlen und sogar für das Auskommen der Hofnarren zu sorgen hatte – ihr wurden auch unwürdige Aufgaben gestellt: etwa Gründe für den unterschiedlichen Klang gefüllter Wein- und gefüllter Sektgläser herauszufinden oder das Schäumen der Champagnerflaschen zu untersuchen. Als Gottfried Wilhelm Leibniz, Gründer und erster Präsident der Akademie starb, wurden dessen Leistungen am Berliner Hofe weder gewürdigt noch das Ereignis beachtet. Nachfolger von Leibniz wurde Jakob Paul Gundling. Man degradierte ihn zu einer Art Hofnarren, mit dem König und Generäle im Tabakskollegium ihre Späße treiben durften. Der Philosoph Christian Wolff wurde aus Halle vertrieben, weil ihn die Theologen mit dem Vorwurf denunziert hatten, seine rationalistische Philosophie rechtfertige die Desertion aus dem preußischen Heer.

Um die Situation unter dem Thronfolger, unter Friedrich II. zu charakterisieren, sei an eine Potsdamer Episode erinnert. Der Schauspieler Anton Christ berichtet in seinen Memoiren von einer bezeichnenden Szene aus Potsdam, wo er sich nach kurzer Abwesenheit von der bekannten Theatertruppe des Karl Theophilus Doebbelin mit „den andern Döbbelinianern" wieder treffen wollte: „Ich kam einen ganzen Tag früher dahin (...) und ging auf den Platz, wo die Truppen sich stellen, (...) Friedrich der Einzige kam angesprengt, faßte mich, da ich meinen Hut vor ihm abzog, scharf ins Auge, hielt nur zehn Schritte vor mir und schickte einen General an mich, zu fragen, wer ich sei. Ich erschrak nicht wenig, sagte aber meinen Namen und Stand. Als dem König beides rapportiert wurde, gab er mir einen verächtlichen Blick, der mich beinahe zu Boden donnerte, spornete seinen Engländer, als wolle er die Minute, die er mit mir verloren, wieder einbringen, und ritt vors Tor, seine Truppen ein bißchen zu fatigieren."¹² Die erzählte Episode macht es glaubwürdig, wenn der Theaterdichter Johann Friedrich Schink erzählt, daß Doebbelin nach dem Tode Friedrichs II. dessen Nachfolger, König Friedrich

¹² Joseph Anton Christ: Schauspielerleben im achtzehnten Jahrhundert. München und Leipzig (1912), S. 83.

Wilhelm II., anlässlich der Eröffnung des Königlichen Nationaltheaters im alten französischen Schauspielhaus auf dem Berliner Gendarmenmarkt mit den Worten entgegnet: „Die teutsche Kunst in silbergrauen Haaren (auf sich zeigend) erkühlt sich, sich Eurer Majestät heißen Strahlen zu nähern, um eine Erwärmung, deren sie bedarf, zu empfangen, indem seit einem Dezennium die heftigsten Nordwinde auf sie eingestürzt haben.“¹³ Doebbelin mochte sich dabei daran erinnern, daß er noch zu Lebzeiten Friedrichs des Großen – wie einer seiner Schauspieler, nämlich ebenfalls Christ, erzählt – vom Kronprinzen nach Potsdam beordert, von Friedrich II. jedoch aus der Stadt ausgewiesen wurde, da der „Prinz“ nach Auskunft des wachhabenden Offiziers an einem der Stadttore in Potsdam „nichts zu befehlen“¹⁴ habe.

Wenn das Mäzenatentum preußischer Monarchen auch dem anderer europäischer Herrscherhäuser nachstehen mag, so darf wiederum nicht verkannt werden, daß Preußens Herrscher zuweilen ihre fürstlichen Vettern in Europa weit überragen, wenn von ihrem aktiven Verhältnis zu den Künsten die Rede ist. Friedrich II. ist nicht nur der „Philosoph von Sanssouci“, der Historiograph und Epistolograph, sondern – wenn auch in einem anderen Idiom – Autor von Fabeln, Epigrammen, Lob-, Huldigungs- und Dankoden sowie einer Vielzahl von eindrucksvollen Gelegenheitsgedichten. Mit Gottsched und Gellert und mit Leipziger Professoren hat Friedrich II. während des Siebenjährigen Krieges diskutiert, sich mit Casanova im Park von Sanssouci unterhalten.¹⁵ Aber Kritiker und Bewunderer haben das Bild des großen Preußenkönigs schon zu dessen Lebzeiten in den grellsten Farben gemalt. Lessing nannte ihn einen „Zyniker“, Winckelmann gar „einen Tyrannen“, und der Italiener Vittorio Alfieri sah seinen Staat als „eine einzige große Kaserne“, Hamann fand die Formel vom „wahren Original französischer Ignoranz und Unverschämtheit“, Lavater wiederum sprach vom „Schrecken und Erstaunen Europas“. Gottsched hatte ihm einst den unverdienten Ehrentitel „vieler Völker Lust“ gegeben, Gleim feierte in als „großen Weisen“ und „Menschenfreund“; Engel pries in ihm die „Ehre des Jahrhunderts“, den „Stolz eines Volkes“, die Karschin huldigte ihm als „Schutzgott und Vater des Vaterlandes“. Schubart erhob ihn zum „Einzigem“ und „Unerreichtem“, und demokratische Publizisten wie Knigge, Forster, Posselt, Riem und selbst Seume konfrontierten ihn während und nach der Französischen Revolution, also schon kurz nach seinem Tode, gern mit seinem abergläubischen Nachfolger und dessen getreuen Staatsdienern, denen sie vorwarfen, sein Werk verspielt zu haben.¹⁶ Eine der sachlichsten Würdigungen Friedrichs II. stammt von Friedrich Nicolai. Bei ihm heißt es: „Er zog die Künste des Friedens in sein Land und vornehmlich nach Potsdam, wo er sich

¹³ Zitiert nach Joseph Anton Christ [wie Anm. 12], S. 333.

¹⁴ Joseph Anton Christ [wie Anm. 12], S. 97.

¹⁵ Vgl. Werner Rieck: Gottsched und Friedrich II. In: *Wiss. Ztschr. d. Pädagogischen Hochschule Potsdam*. Potsdam 1966, H. 2, S. 221 – 230, auch Giacomo Casanova: *Geschichte meines Lebens*. Hrsg. von Günter Albrecht. Leipzig und Weimar 1989, Bd. 10, S. 75 – 79.

¹⁶ Vgl. Werner Rieck: „Fast mit jedem Jahr wächst meine stille Bewunderung des großen Mannes“ – Friedrich II. im Urteil Herders. In: Johann Gottfried Herder. *Geschichte und Kultur*. Hrsg. von Martin Bollacher. Würzburg 1994, S. 289 und *Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur*. Hrsg. von Claus Träger. Leipzig 1975, S. 95, 105, 161, 499, 757 und 786.

einen Sitz der Ruhe und des häuslichen Lebens, der schönen Natur und der Musen selbst schuf.“¹⁷ Tatsächlich haben die Mitglieder seiner wissenschaftlichen Tafelrunde in Potsdam gewohnt – der Kirchen- und Sittenkritiker Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, Francesco Algarotti, die Gebrüder Jakob und George Keith, Voltaire, der Hugenotte Jordan, von Bielefeld und General von Stille. Auch an die bedeutenden Musiker am Preußenhof sei erinnert.¹⁸

Daß Friedrich II. in seiner Schrift über die deutsche Literatur Shakespeare für barbarisch erklärte und Goethes „Götz von Berlichingen“ ablehnte und dafür die klassizistische Poetik der Franzosen pries,¹⁹ zeigt ihn nicht auf der Höhe der Zeit, sondern ganz in einer Traditionslinie, die durch Gottsched in Deutschland mit einer Flut von eigenen Schriften und Werken seiner Schüler zur dominierenden Programmatik erhoben wurde, bis ihr Gellert und vor allem Lessing den Todesstoß versetzten. Friedrich Schiller dichtete darum in „Die deutsche Muse“, daß sie kein „Augustisch Alter“, keines „Mediceers Güte“ und auch keinen „Strahl der Fürstengunst“ erlebt habe; er exemplifiziert ihr Schicksal sogar an der Friedericianischen Ära: „Von dem größten deutschen Sohne,/Von des großen Friedrichs Throne/ging sie schutzlos, ungeehrt.“²⁰ Aber Friedrich II. hat sich nicht nur in seiner Schrift „De la litterature allemande“ zur deutschen Literatur seiner Zeit geäußert, sondern er geistert auch als Gestalt durch die Dichtung seines Jahrhunderts, ob man nun an Lessings „Minna von Barnhelm“, an die Grenadierlieder Gleims, die Siegeslieder der Preußen, an Schillers „Räuber“, Bräkers autobiographischen Roman, Schubarts Gedichte oder Oden Ramlers und Klopstocks denkt. Selbst im Schrifttum der Berliner Juden finden sich Belege dafür, daß sie sich in politischen Fragen der Zeit engagierten und vor allem Friedrich II. als bedeutenden Monarchen und Kriegsherrn würdigten. Moses Mendelssohn hat die Siege bei Roßbach und Leuthen sowie den Hubertusburger Frieden gewürdigt. Ferner ist – beispielsweise in der Sabbath-Predigt vom 2. November 1757 und am zweiten Tage des Chanukka-Festes im gleichen Jahre – auf die Siege der Preußen hingewiesen worden. „Herr der Heerschaaren Gott Zebaoth! Du hast“ – so endet die letztgenannte Predigt – „Deinen Knecht Friedrich herrlich gemacht und um seinetwillen sehr große Dinge gethan; Gib ihm ferner seines Herzens Wunsch (...) Seegne das Haus Deines Knechts Friedrich, daß es ewiglich sey vor Dir, denn was Du seegnest, Herr, das ist geseegnet ewiglich. Amen!“ Neben Dankliedern auf siegreiche Kriegereignisse verdient auch ein Responsorium zwischen Vorsänger und Gemeinde „Danklied der Judenschaft bei Entbindung der Prinzessin von Preußen“ aus dem Jahre 1767 Erwähnung.²¹

¹⁷ Siehe ferner Friedrich Nicolai: *Beschreibung der königlichen Residenzstadt Potsdam und der umliegenden Gegend*. Hrsg. von Karlheinz Gerlach. Leipzig 1993, S. 24.

¹⁸ Vgl. u. a. *Die Residenzstadt Potsdam. Berichte und Bilder*. Hrsg. von Martin Hürlimann. Berlin 1933, S. 185 – 203; Ingrid Mittenzwei: *Friedrich II. von Preußen. Eine Biographie*. Berlin 1979, S. 93 – 100 und Vera Grützner: *Potsdamer Musikgeschichte*. Berlin 1992, S. 30 – 55.

¹⁹ Vgl. Friedrich II. von Preußen. *Schriften und Briefe*. Hrsg. von Ingrid Mittenzwei, Leipzig 1985, z. B. S. 381 – 383.

²⁰ Friedrich Schiller: *Gesammelte Werke in acht Bänden*. Hrsg. von Alexander Abusch. Berlin 1955, Bd. 1, S. 441.

²¹ Ludwig Geiger: *Geschichte der Juden in Berlin. Festschrift zur zweiten Säkular-Feier*. Hrsg. von Hermann Simon. Berlin 1989, Anmerkungsband, S. 127 – 130.

Dichter des 19. Jahrhunderts – Emanuel Geibel, Theodor Fontane und Detlev von Liliencron – haben dem großen König in balladesken lyrisch-dramatischen Bildern ein ehrendes Denkmal bewahrt. In Geibels „Sanssouci“, das den „Königspark“ mit seinen geschnittenen Laubengängen „Versen Boileaus“ vergleicht, erblickt der Dichter im „schmucklos heitren Schloß“ den „König Fritz“ mit Dreispitz und Krückstock. Die Gedanken des Königs, der versonnen zurückschaut, will der Poet erraten. Der Krieger, der Gesetzgeber, der Freund der französischen Aufklärer und Mann in der Tafelrunde, der Dichter und der Musiker werden von Geibel gewürdigt, der zum Abschluß Friedrichs Nachsinnen und Reflektieren in Versen ausklingen läßt, die vor allem der geistigen Intention des deutschen Klassikepigonon Geibel verpflichtet sind.

„Er murr: 'O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke.
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt.
Was hiff't's vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? – Erschein, erschein o Morgen,
Der uns den Götterliebbling bringt!
Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken
Zum freien Dichterwalde führt.“²²

Der „Mann des Alten Fritzen“ hingegen, wie sich Fontane in seinem Geburtstagsgedicht „Als ich 75 wurde“²³ nannte, führte in seiner heiteren Ballade zu Adolph Menzels 70. Geburtstag „Auf der Treppe von Sanssouci“ das ironisch fiktive Gespräch mit dem zu nächtlicher Stunde und nach dem Verklingen des Glockenspiels aus der nahen Stadt „aus dem Buschwerk“ heraustretenden Friedericus über Schriftsteller, vor allem aber über Menzels faszinierendes Gesamtwerk und darüber, daß er am liebsten die „Fritzen-Welt“ gemalt habe, wofür ihn der alte Fritz einen Platz im elysischen Sanssouci reserviert.²⁴ Detlev von Liliencron würdigt in seinem Gedicht „Der Genius“ mit geradezu aristokratisch elitärem Ethos den „einsamen König“, der sich das Weinbergsschloß „für seine Seele“ baute und dessen Gesichtszüge dem Dichter, der diesen Genius wie einen Gott verehrt, als Beweis für den Adel eines jeden großen Mannes erscheinen.²⁵

Die im preußischen Königshause traditionelle Beschäftigung mit Musik – charakterisiert besonders dadurch, daß nicht wenige seiner Vertreter komponierten oder zumindest ein Instrument mit großer Meisterschaft beherrschten – findet kaum ihresgleichen, und auch eine Gestalt wie Friedrich Wilhelm IV. mit seinen künstlerischen Ambitionen, vor allem Malerei und Architektur betreffend, ist in europäischer Herrscher-geschichte – von Ausnahmen wie Ludwig II. von Bayern abgesehen – nur selten anzutreffen, wie immer man auch den Stellenwert von Kunst und begabtem

Dilettantismus beurteilen mag. Freilich – auch dieses Merkmal ist hervorzuheben – sind Kunstauffassung und Verhältnis zur Literatur im preußischen Königshaus mit der Entwicklung deutscher Literaturgeschichte und der deutschen Nationalliteratur und ihrer Programmatik nicht unbedingt konform verlaufen, sondern vielfach sogar durch Konflikte charakterisiert.

Der aus einfachen Verhältnissen stammende und dadurch auch mit einem scharfen sozialkritischen Blick ausgerüstete Bildhauer Johann Gottfried Schadow erzählte rückblickend dem Diplomaten und Zeitchronisten Varnhagen von Ense, wie es unter Friedrich Wilhelm II. in Potsdam zugegangen sei: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms II. herrschte die größte Liederlichkeit, alles besoff sich in Champagner, fraß die größten Leckereien, frönte allen Lüsten. Ganz Potsdam war wie ein Bordell; alle Familien dort suchten nur mit dem Könige, mit dem Hof zu tun zu haben, Frauen und Töchter bot man um die Wette an, die größten Adligen waren am eifrigsten. Die Leute, die das wüste Leben mitgemacht haben, sind alle früh gestorben, zum Teil elendiglich, der König an der Spitze.“²⁶ Bei aller Übertreibung dieser Schilderung, die sicher noch Johann Georg Zimmermanns antiaufklärerischen Ausfällen geschuldet ist²⁷ – selbst der russische Reisende Nicolai Michailowitsch Karamsin wußte davon zu berichten.²⁸ In Wirklichkeit war der Nachfolger Friedrichs des Großen ein sehr sinnlicher, vor allem aber schwacher und abergläubiger Monarch, der unter dem Einfluß der Rosenkreuzer Wöllner und Bischoffwerder stand und deren restriktive Politik gegenüber aufklärerischen Wissenschaftlern, Theologen und Schriftstellern billigte. Friedrich Wilhelm II. war gegen die Freiheit der Presse, die nach seinen Worten in „Preßfurchheit“ ausartete. Er ließ Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek“, das bedeutende Flaggenwerk der deutschen Aufklärung und bedeutendste Rezensionsorgan der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als „gefährliches Buch gegen die christliche Religion“ verbieten und die Zensurmaßnahmen in Preußen ausarbeiten. „Auführerische Scharteken“, so nannte er alle freiheitliche Literatur, waren ihm suspekt.²⁹

Doch auch folgendes Zeugnis ist aufschlußreich. Der Hauptmann von Boulet aus Potsdam berichtet im Mai 1776 an Knebel nach Weimar, daß man „hier“ – also in der preußischen Residenz – an Goethes „Werken viel geschmack gefunden“ habe.³⁰ Unter den Büchern, die die Bibliothek Friedrich Wilhelms II. am Heiligen See und am Behlertgraben enthielt, werden neben Literatur der Rosenkreuzer und französischer Autoren tatsächlich auch Werke von Gellert, Gleim, Goethe, Klopstock, Lessing und Schiller genannt.³¹

²⁶ Karl August Varnhagen von Ense: Betrachtungen und Bekenntnisse. Hrsg. von Dieter Bähz. Berlin 1980, S. 38.

²⁷ Vgl. dazu Werner Rieck: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn ...“ – Zimmermann und Kotzebue im Kampf gegen die Aufklärung. In: Weimarer Beiträge, Jg. 1966, bes. S. 912 – 920.

²⁸ Vgl. Nikolai Michailowitsch Karamsin: Briefe eines russischen Reisenden. Hrsg. von Walter Markov. Berlin 1964, 2. Auf., S. 82.

²⁹ Zitiert nach Heinz Ohff [wie Anm. 5], S. 108.

³⁰ Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen [wie Anm. 2], Bd. 1, S. 204 f.

³¹ Vgl. Hans-Joachim Giersberg und Adelheid Schendel: Potsdamer Veduten. Potsdam-Sanssouci 1981, S. 102 und Klaus Dorst und Hannelore Röhm: Die Bibliotheken in Berlin und Potsdam.

²² Emanuel Geibels Werke. Hrsg. von R. Schacht. Leipzig o. J., Teil 1, S. 157 f.

²³ Theodor Fontane: Gedichte [wie Anm. 1], Bd. 2, S. 493.

²⁴ Theodor Fontane: Gedichte [wie Anm. 1], Bd. 1, S. 272 – 275.

²⁵ Detlev von Liliencron: Ausgewählte Gedichte. Berlin und Leipzig (1913), S. 17.

Bereits vor seinem Regierungsantritt hatte sich Friedrich Wilhelm II. in einem Gespräch mit dem Schauspieler Johann Christian Brandes positiv über die Idee eines Nationaltheaters in der preußischen Hauptstadt und eine dazu gehörende Ausbildungsstätte geäußert. Als Regent verwirklichte er einige dieser Pläne. Das bisherige französische Komödienhaus auf dem Gendarmenmarkt wurde zur Spielstätte des deutschen Theaters erhoben. Außerdem wurde ihm ein jährlicher Zuschuß von 6000 Talern, die Mitnutzung von Dekorationen und Chorkostümen der italienischen Oper sowie auch – nach dem Vorbild Wiens – der Name Nationaltheater gewährt. Weitere Neuerungen, die Friedrich Wilhelm II. zu danken waren, bestanden in der Übertragung der künstlerischen Leitung des Theaters an den Professor der Moral am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin und Lehrer des Kronprinzen, Johann Jakob Engel, und an den bekannten Odendichter Karl Wilhelm Ramler. Während sich Ramler bald zurückzog, hat Engel, dem Doebbelin seit dieser Neuerung beigeordnet war, als Dichter und Theoretiker – er schrieb unter anderem „Ideen zu einer Mimik“ – der neuen Einrichtung Ansehen verschaffen können. 1790 wurde der bekannte Schauspieler Johann Friedrich Ferdinand Fleck Regisseur an diesem Berliner Theater. Friedrich Wilhelm II. hatte inzwischen das Doebbelinsche Theater für 14 000 Taler erworben und dadurch das ehemals Prinzipal eigene Theater zum „Königlichen Nationaltheater“ erhoben. August Wilhelm Ifflands Persönlichkeit, seinem Schauspielertalent und seinen Verdiensten um die Entwicklung der Schauspielkunst und des Theaters in Deutschland war es zu danken, daß der König ihm am 14. November 1796 die Direktion des Theaters übertrug und sie somit wieder ausschließlich in die Hand eines darstellenden Künstlers legte.³² Das Theater im Neuen Palais in Potsdam, das als Hoftheater seit dem 21. September 1788 existierte, gab der zeitgenössischen Beliebtheit von Operette, Lust- und Schauspiel Ausdruck und wurde vom Ensemble des Berliner Königlichen Nationaltheaters bespielt. Bis zum Antritt der Intendanz Ifflands im Jahre 1796 hatte der König den entscheidenden Einfluß auf Spielzeiten, Repertoire und Rollenzuweisungen. Dieses Theater wurde öffentlich wenig wirksam, weil es dem Hof und dem Offizierskorps vorbehalten war, ebenso wie das Theater im Stadtschloß. Wandertruppen spielten dagegen in dem einstigen, unter Friedrich Wilhelm I. eingeweihten Fachwerkbau am Stadtkanal, der zunächst als orthodoxe Kirche gedient hatte. 1793/96 ist dann „Dem Vergnügen der Einwohner“ gewidmet, das Potsdamer Schauspielhaus mit 700 Plätzen und einem Konzertsaal an der Berliner Brücke errichtet worden.³³

Friedrich Wilhelm III., der die Geschehnisse Preußens fast dreiundvierzig Jahre – in den historisch äußerst bewegten Jahren 1797 bis 1840 – zu leiten hatte, war ein nüchterner, oft unentschlossener, aber soldatisch disziplinierter und gegen alle inneren und äußeren Feinde Preußens unerbittlich harter und unnachgiebiger Monarch, unter dem die Restauration sich gegen alle demokratischen Bestrebungen und Bewegungen behaupten

In: Friedrich Wilhelm II. und die Künste. Katalog der Ausstellung vom 20. Juli bis zum 14. September 1997, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg 1997, S. 310.

³² Eduard Devrient: Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Hrsg. von Rolf Kabel und Christoph Trilse. Berlin 1967, Bd. 1, S. 528 f. und 535.

³³ Vgl. Hans-Joachim Giersberg und Adelheid Schendel [wie Anm. 31], S. 40.

konnte. Im Fürstenbund der Heiligen Allianz war er das schwächste und wohl auch engstirnigste Glied; unter seiner Herrschaft konnten sich das Spitzelwesen und die sogenannte Demagogenverfolgung entwickeln. Die historische Legendenbildung übertrug auf ihn allerdings fälschlicherweise die Züge seiner früh verstorbenen und im Volke beliebten Gemahlin, der Königin Luise, stilisierte ihn, dem seine Macht erst durch die Erhebung des Volkes 1813 wieder gegeben und gesichert war, zum Inspirator der Volkserhebung, obwohl er sein Volk um die Verfassung betrogen hatte und viele Vorkämpfer für eine solche Konstitution ihrer Ämter entheben oder in die Gefängnisse werfen ließ. Friedrich Wilhelm III. wurde 1803 aber auch geschickt von Iffland gezwungen, sich selbst und in einer Kabinettsordre zum skandalösen Betragen preußischer Offiziere im Berliner Nationaltheater zu äußern. Bei einigen Aufführungen – unter anderem bei der Vorstellung von Schillers „Wallensteins Lager“ – hatten Offiziere Unruhe gestiftet und gestört. Iffland bat, vermutlich nicht ganz ernst gemeint, um seine Entlassung am Ende des Etatsjahres und bewirkte dadurch Rüge und Mißfallenserklärung des Königs an den Kommandanten der Berliner Garnison und gegenüber den Verursachern des Skandals.³⁴ Schon Friedrich Wilhelm II. mußte übrigens im Oktober 1795 auf ähnliche Weise reagieren und drohte in einer Kabinettsordre an das Gouvernement an, den Unfug der Offiziere im Theater mit strenger Untersuchung und mit Haftstrafen zu ahnden. Unsicherheit und Mißbehagen zur Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. zeigt sich in einer Aufzeichnung Varnhagen von Ense, in der es am 23. März 1820 heißt: „Könnte ich dem König alle Wahrheiten sagen, die ich über den Zustand der Dinge auf dem Herzen habe, auch alles Unangenehmste und Härteste, ich bin überzeugt, er nähme es wohl auf und dankte mir meinen guten Willen und drückte mir vielleicht die Hand dafür; aber am andern Tage würde ich gewiß arretiert“, und 1822 notierte er – es war das Jahr, in dem sich Heinrich Heine in Berlin aufhielt -: „Die öffentliche Meinung ist ganz die geheime geworden, die geheime Polizei dagegen die öffentliche; nämlich jene geniert sich und diese geniert sich nicht.“³⁵ Auch der Berliner Volkswitz charakterisiert diesen Zustand, der sich in folgenden Versen äußert:

„Wer die Wahrheit weiß und sagt sie frei,
der kommt bei uns in die Stadtvogtei.“

Heinrich Heine benutzte 1822 in seinen „Briefen aus Berlin“ die Abwandlung des bekannten Reformationsliedes: „Eine feste Burg, o lieber Gott, ist Spandau.“³⁶

Doch in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. ist auch die „Faust“-Oper des polnischen Fürsten Anton Heinrich Radziwill im Schloß Monbijou aufgeführt worden. Radziwill, der mit der Schwester des Prinzen Louis Ferdinand verheiratet war und neben seinem politischen Amt als Gouverneur des Großherzogtums Posen vor allem als Komponist Goethescher Texte bekannt geworden ist, hat in Zusammenarbeit mit Zelter

³⁴ Vgl. Ludwig Geiger: Aus der Zeit von Ifflands Berliner Theaterleitung. In: Erlebtes und Erforschtes aus dem alten Berlin [wie Anm. 10], S. 106 – 109.

³⁵ Zitiert nach E. T. A. Hoffmann: Leben und Werk in Briefen, Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten. Hrsg. von Klaus Günzel. Berlin 1976, S. 388 f.

³⁶ Heine in Berlin. Gedichte und Prosa. Hrsg. von Gerhard Wolf. Berlin 1980, S. 178 und Nachwort, S. 286.

und der Singakademie mehrere Aufführungen seiner „Faust“-Vertonung veranstaltet. 1819 konnte Goethes Sohn August einer solchen Aufführung beiwohnen, bei der einige Rollen durch Mitglieder der Hofgesellschaft gespielt wurden. Er wurde dabei auch dem König und dem Kronprinzen vorgestellt. Der König und die Prinzen waren eifrige Musik- und Theaterfreunde.³⁷ So konnte Frédéric Chopin es 1828 beobachten und seiner Familie aus Berlin berichten, daß er bei Besuchen des Theaters und in der Singakademie beispielsweise den Kronprinzen, den Prinzen Karl und auch die Fürstin von Liegnitz, die Friedrich Wilhelm III.morganatisch angetraute Auguste Gräfin von Harrach, gesehen habe.³⁸

Als Friedrich Wilhelm IV. 1840 seine Regentschaft begann, da verbanden sich mit der Thronbesteigung des „Romantikers auf dem Thron“, wie er sich selbst bezeichnete, im liberalen Bürgertum, in den Kreisen der Wissenschaft und der Kunst große Hoffnungen auf demokratische Veränderungen. Die Aufgeschlossenheit des selbst in einigen Künsten dilettierenden Monarchen gegenüber Vertretern aus allen Wissenschaften, bildenden Künsten, der Musik und der Literatur ist unbestreitbar und hat vielfache Belege in der Förderung von Künstlern und künstlerischen Projekten. Doch sehr bald wurden vor allem unter den jungen, demokratisch und oppositionell gestimmten Autoren kritische Stimmen laut, die sich bewußt von der durch romantische und vor allem religiöse Erziehung des Königs bedingten konservativen Position abgrenzten. Das gilt weniger für Emanuel Geibel, jedoch für Georg Herwegh und Ferdinand Freiligrath, in deren Werk die Erfahrungen mit Preußen und seinem König vielfach kritisch reflektiert werden.

Der rhetorisch begabte, an der Ritterromantik eines Fouqué geschulte König, der sich mit dem Wahlspruch „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ auch zur engen und programmatischen Bindung von Thron und Altar bekannte, bewies schließlich in der politischen Entscheidungssituation von 1848, daß er zu den entschiedensten Vertretern der feudalen Reaktion in Europa zählte. Den offensichtlichen und spektakulären Beweis lieferte er mit der Ablehnung der Würde eines deutschen Kaisers, die ihm von der Paulskirchenversammlung angetragen wurde. Er wies sie zurück, weil er sie dem Volk und nicht den Fürsten verdankt hätte.

Daß Friedrich Wilhelm IV. allerdings die Geste des Mäzens außerordentlich liebte, beweist das berühmte Gemälde Franz Krügers unter dem Titel „Huldigung vor Friedrich Wilhelm IV. am 15. Oktober 1840“, auf dem auch namhafte Künstler und Wissenschaftler der Zeit – so Alexander von Humboldt, Ludwig Tieck und die Brüder Grimm – dargestellt sind. Mittelbar verdanken diesem König die historisch interessierten Bürger Potsdams und Berlins auch die Förderung der Lokal- und Regionalgeschichte, denn Louis Schneider, einstiger Hofschauspieler und Vorleser des Königs, erhielt durch ihn für seine Forschungen zur märkischen Geschichte Zugang zu den königlichen Archiven und Bibliotheken. Heinrich Heines satirische Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. in „Der neue Alexander“ -

³⁷ Vgl. dazu Werner Rieck: Zur Bedeutung Antoni Henryk Radziwills in der deutschen Literatur und Musikgeschichte. In: *Kwartalnik Neofilologiczny*, Warszawa 1994, H. 2, S. 153 – 167.

³⁸ Vgl. Fryderyk Chopin: Briefe. Hrsg. von Krystyna Kobylańska. Berlin 1983, S. 71 f.

- „Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding, das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unserer Zeit ein närrisches Gemisch ist“³⁹ -

ist vor allem durch die Halbheiten in Entschlüssen und Maßnahmen des neuen Monarchen ausgelöst worden, mit denen er den Erwartungsbonus deutscher Schriftsteller, Gelehrter und Bürger enttäuschte. Allein die Lektüre des zweiten und des dritten Kapitels von Heinrich Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen“ kann als poetische Fassung alle ausführlichen Kommentare zu des Dichters bitter-ironischem, sarkastisch-groteskem und vor allem distanzierendem Verhältnis zum Hohenzollernstaat ersetzen. Dennoch erscheint bei Heine – so läßt es sich aus einem Gedicht des Nachlasses „Die Menge thut es“ bei aller satirischen Grundstimmung erschließen – die Gestalt Friedrich Wilhelms IV. auch in ironisierend sympathischer Sicht:

„Ich habe ein Faible für diesen König;
Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent -
Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent.“⁴⁰

Doch dieses poetische Spiel mit Sympathie und Verwandtschaft zweier Romantikerseelen weicht in Heines Werk sehr bald distanzierter Sicht und beißendem Spott. In „Der Kaiser von China“ – enthalten in den „Zeitgedichten“ – steht in der seit dem 18. Jahrhundert und in der zeitgenössisch üblichen Verschlüsselung das „Reich der Mitte“ für Preußen und sind neben Anspielungen auf die Umgebung des Königs, auf das Dombaufest zu Köln und vor allem auf ein devotes und ampäblerisches Bürgertum in Preußen satirische Ausfälle auf des Monarchen Illusionen und die ihm unterstellte Impotenz enthalten. Die Eingangverse konfrontieren – fast unverschlüsselt und im Klartext – Vater und Sohn in aggressiver Satire.

„Mein Vater war ein trockner Taps,
Ein nüchterner Duckmäuser.
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiser.“⁴¹

Auch in „Der neue Alexander“ – ein Goethes Ballade vom König in Thule parodierendes Gedicht – erscheint der Preußenkönig als „närrisches Gemisch“ von „Extremen unserer Zeit“.

„Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging,
So geh' ich rückwärts heute;

Ein aufgeklärter Obskurant,
Und weder Hengst noch Stute,
Ja, ich begeistere mich zugleich

³⁹ Heines Werke. Hrsg. von Ernst Elster. Leipzig o. J., 2. Aufl., Bd. 2, S. 175.

⁴⁰ Heines Werke [wie Anm. 39], Bd. 2, S. 199.

⁴¹ Heines Werke [wie Anm. 39], Bd. 1, S. 313.

Für Sophokles und die Knute.“⁴²

Heine wurde übrigens zu seinen Versen auch durch ein respektloses Witzwort angeregt, das unter den Berlinern über das Herrscherpaar verbreitet war: „Der König trinkt, die Königin hinkt, und die Liebe sinkt.“⁴³

Die Skepsis des Romantikers auf dem Throne gegenüber einer sich zunehmend politisch artikulierenden und sich thematisch wie formal modern, anticlassizistisch und antiromantisch formierenden Literatur – er unterschied zwischen den sogenannten „guten“ und den zu entfernenden „schlechten“ Kräften in der Dichtung – bewirkte, daß seine Förderung von Literaten weitgehend jene älteren Vertreter der deutschen Literaturgeschichte betraf, die mit Werk und Programmatik vor allem die Periode der Romantik repräsentierten.⁴⁴ Das betrifft Ludwig Tieck, der als König der Romantik in die Literaturgeschichte einging. Als er nach Berlin und Potsdam gerufen wurde, war er bereits sehr betagt und litt an der Gicht. Bekanntlich fürchtete er die Zugluft, wenn er mit der Hofgesellschaft im Park von Sanssouci speisen durfte. Friedrich de La Motte Fouqué, Autor zahlreicher Romane, in denen Ritterwesen und Minnedienst – übrigens ohne Anspruch auf historische Fundiertheit – verherrlicht wurden, galt in der jüngeren Schriftstellergeneration bereits als überlebt und war nicht selten wegen seiner hypertrophierten Frömmigkeit Gegenstand von Spott und Satire. Der von Theodor Fontane liebenswert beschriebene Christian Scherenberg, der durch den Ruf des Königs aus seinem ärmlichen Dasein, das er in einer kleinen Wohnung Ecke Bendlerstraße am Tiergarten fristen mußte, erlöst wurde, erhielt seine Stellung bei Hofe nicht wegen einer bedeutenden Position im zeitgenössischen literarischen Leben, sondern wegen seiner in der preußischen Hofgesellschaft – übrigens auch bei Ludwig II. von Bayern – beliebten Schlachtenschilderungen in den Epen „Waterloo“ und „Abukir“, die Gottfried Keller zu den „patriotischen Gefühlseisenfressereien“ zählte.⁴⁵ Zeitgenössische Spötter meinten, daß die von Friedrich Wilhelm IV. geförderten Persönlichkeiten Vergangenheit, Abgelebtheit oder Kuriosität repräsentierten. So ist ein Distichon zu verstehen, das da spottet, man bezahle für heruntergebrannte Lichter am preußischen Hof mehr als für neue Kerzen:

„Denkt nur, aus allen Ländern verschrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur sollen beleuchten den Hof. Ihr lächelt und glaubt's nicht?
Fragt doch Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort schätzt.“⁴⁶

⁴² Heines Werke [wie Anm. 39], Bd. 2, S. 175.

⁴³ Werner Bellmann: Politische Visionen eines königlichen Zechers. In: Gedichte von Heinrich Heine. Interpretationen. Stuttgart 1995, S. 119.

⁴⁴ Vgl. König der Romantik. Das Leben des Dichters Ludwig Tieck in Briefen, Selbstzeugnissen und Berichten. Hrsg. von Klaus Günzel. Berlin 1981, S. 436 f.

⁴⁵ Vgl. Theodor Fontane: Autobiographische Schriften. Hrsg. von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin und Weimar 1982, Bd. 3,1; S. 5 – 175. Vgl. auch Eduard Engel [wie Anm. 8], Bd. 2, S. 105.

⁴⁶ Zitiert nach Klaus Günzel: König der Romantik [wie Anm. 44], S. 437.

Zu den Vertretern des Geisteslebens, die Friedrich Wilhelm IV. an den Hohenzollernhof zog, gehörte auch der greise Alexander von Humboldt. Seinem Einfluß und seiner Fürsprache ist die Förderung vieler Künstler und Gelehrten zu danken. Er führte auch den Amerikareisenden und Autor von Romanen im Stile Sealsfields, Gerstäckers und Coopers, Balduin Möllhausen, in die Hofgesellschaft ein. Eine von Humboldt selbst überlieferte Anekdote charakterisiert übrigens den König auch als würdigen Enkel seines abergläubigen Großvaters und Humboldts eigene, lange Zeit gefestigte Position bei Hofe. Der Monarch war zeitweilig dem Okkultismus zugetan, vor allem der spiritistischen Mode des Tischrücken. Der Erzählung Humboldts zufolge sei er eines Tages vom König mit den Worten empfangen worden: „Na, was sagen Sie nun? Gestern Abend saßen wir zuerst eine halbe Stunde um den Tisch, ohne daß er sich rührte; dann fing er an, sich mit immer größerer Eile herumzudrehen. Wie erklären Sie das?“ Er, Humboldt, habe darauf geantwortet: „Ei, Majestät, der Klügere gibt nach.“⁴⁷

Bettina von Arnim, die in Friedrich Wilhelm IV. wie viele andere Zeitgenossen besonders hohe Erwartungen setzte und ihn als Volkskönig sah, der die sozialen Fragen der Zeit lösen werde, hatte bereits vor seiner Thronbesteigung einen intensiven Briefwechsel mit ihm geführt und ging von der Illusion aus, besonders hinsichtlich aller sozialen Probleme in Preußen zwischen ihm und dem Volk vermitteln zu können. Es gehört zu den tragischen Selbsttäuschungen über Literatur und Macht, daß Bettina in ihrem Werk „Dies Buch gehört dem König“, das ihre demokratische und soziale Programmatik artikulierte und vorstellte, bei Friedrich Wilhelm IV. nicht mehr auslöste als seine Erklärung, er wisse damit nichts anzufangen, und Unzufriedenheit bei ihrem Schwager, dem Professor der Rechte und der Rechtsgeschichte Friedrich Carl von Savigny, der 1842 bis 1848 das Amt des Justizministers in Preußen innehatte. Bettina, deren Post ständig überwacht und heimlich visitiert, deren Korrespondenz mit der französischen Schriftstellerin George Sand von der Zensur unterbrochen wurde und die man in Geheimakten der preußischen und Wiener Staatsarchive als „Kommunistin“ verdächtigte, mußte beim König sogar die Freilassung des Fabrikanten Friedrich Wilhelm Schloeffel aus Eichberg in Schlesien erbitten, weil man ihn, dem Bettina für ihr geplantes „Armenbuch“ gründliche Informationen über das Weberelend verdankte, des Hochverrats und umstürzlerischer Umtriebe wegen angeklagt hatte.⁴⁸ Eine Fortsetzung ihres sogenannten „Königsbuchs“ von 1843 stellten die „Gespräche mit Dämonen“ aus dem Jahre 1852 dar. Darin wurden zahlreiche politische Themen berührt. Doch der Dämon spricht mit einem schlafenden Monarchen.⁴⁹

Dabei fällt einem unwillkürlich die von Varnhagen von Ense erzählte Episode aus den Tagen der Märzrevolution ein. Er notierte – mit dem Zusatzvermerk „Aus sehr zuverlässiger Mitteilung vom Hofe her“ – folgende Szene, die ein bezeichnendes Licht

⁴⁷ Zitiert nach Georg Brandes [wie Anm. 2], Bd. 3, S. 534, Anm. 1.

⁴⁸ Vgl. Lore Mallachow und Gertrud Meyer-Hepner: Bettina – Ein Lesebuch für unsere Zeit. Berlin und Weimar 1967, Einleitung, S. XLVIII und Gerhard Wolf: Nachwort zu Bettina von Arnim: Die Sehnsucht hat allemal Recht. Gedichte – Prosa – Briefe. Hrsg. von Gerhard Wolf. Berlin 1984, S. 338 – 342.

⁴⁹ Vgl. Gisela Kähler: Einleitung zu: Bettine. Eine Auswahl aus den Schriften der Bettina von Arnim-Brentano. Berlin 1952, S. 41 f.

auf die Verhältnisse im Herrscherhause, vor allem aber auf die Unentschlossenheit und Unfähigkeit Friedrich Wilhelms IV. und auf den politischen Rigorismus und Radikalismus seines Bruders, des „Kartätschen-Prinzen“ wirft: „In der Nacht vom 18. zum 19. März trat ein angesehenes Mann hervor und bat den König flehentlich, er möchte doch Befehl geben, daß der furchtbare Kampf aufhöre, daß die Truppen das Feuer einstellen. Der König lag auf den Arm gestützt und schwieg. Da trat der Prinz von Preußen heran und rief: 'Nein, das soll nicht geschehen, nimmermehr! Eher soll Berlin mit allen seinen Einwohnern zugrunde gehen. Wir müssen die Aufrührer mit Kartätschen zusammenschießen!' Der König blieb auf den Arm gestützt und schwieg." 1857 mußte Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft an seinen Bruder übertragen. In Varnhagen von Enses Tagebuch heißt es am 17. Oktober: „Die Nachrichten vom Könige lauten gut in betreff des körperlichen Befindens; aber die Geisteskrankheit besteht und ist unleugbar! (...) Die königliche Familie ist in höchster Verwirrung und Verlegenheit. Der König ist unfähig, das, was man ihm sagt, zu verstehen, noch mehr, irgendeinen Entschluß zu fassen, einen Befehl zu geben, zu unterschreiben ...“⁵⁰

Den Bürgern galt Wilhelm I. als Heldenkönig. Dieser Monarch, der sich durch und durch als das Muster des preußischen Offiziers gab, trug im Kreise seiner engsten Mitarbeiter und selbst am Schreibtisch die Uniform und achtete peinlich auf die korrekte hierarchische Anbringung der Orden auf seiner militärischen Kleidung. Theodor Fontane urteilte nüchtern diestanziert, daß der „militärische Rechts-, Anstands- und Ehrbegriff“ anfangs, „überzuschneiden“. Gerhart Hauptmann verzeichnete das als Einzugs des „preußisch-potsdamischen Prinzips“ in die Bildungsstätten „mit ihren Reserveoffizieren als Lehrern“, die „vom Katheder“ lehrten wie in „der Instruktionsschule beim Militär“.⁵¹ Wie die anonymen Lieder über das gescheiterte Attentat des Storkower Bürgermeisters Tschech auf Friedrich Wilhelm IV., die vor 1848 sehr bekannt waren, den Attentäter zum Liedhelden machten, so erfuhr nach der gescheiterten Revolution von 1848 auch der sogenannte „Kartätschenprinz“, der spätere König und Kaiser Wilhelm I., seine poetisch satirische Erhebung zur Hauptgestalt eines vielgesungenen Schlagers. In mehreren Varianten sangen die Berliner im Herbst 1848, als Kronprinz Wilhelm und das Militär wieder nach Berlin zurückkehren sollten,

„Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen,
Komme doch, komme doch nach Berlin.
Wir wolln dir mit Steine schmeißen
Und dir's Fell über die Ohren ziehn.“⁵²

Wilhelm I., der im Gegensatz zu seinen Vorgängern auf dem Preußenthron nur wenig Kunst- und gar kein Musikverständnis besaß, hatte sich aus nationalem Pflichtbewußtsein entschlossen, im August 1876 an zwei Vorstellungen der Bayreuther Festspiele teilzunehmen. Peter Iljitsch Tschaikowski hat als Augenzeuge darüber berichtet und den

⁵⁰ Karl August Varnhagen von Ense [wie Anm. 26], S. 349.

⁵¹ Zitiert nach Karl Heinrich Höfele: Geist und Gesellschaft der Bismarckzeit (1870 – 1890). Göttingen – Zürich – Berlin – Frankfurt/M. 1967, S. 23.

⁵² Wolfgang Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrzehnten. Berlin 1962, Bd. 2, S. 260 ff.

Empfang des Kaisers durch Musiker des Wagnertheaters, durch den Dirigenten Hans Richter, durch Franz Liszt und Wagner selbst beschrieben: „Das Orchester schmetterte einen Tusch, aus der Menge erschollen betäubende Hurrarufe, und der Sonderzug fuhr langsam in die Station ein. Der kaiserliche Gast bestieg den bereitstehenden Wagen und fuhr unter dem lebhaften Jubel des Volkes zum Schloß. Beinahe ebenso stürmisch wurde auch Wagner begrüßt, der hinter dem Kaiser durch die Menschenmenge fuhr.“⁵³

Literatur hat sich aber auch höfischen Querelen angedient und bestimmten Hofparteien dienstbar gemacht. Dafür stehen folgende Beispiele. Preußenapologetische Historiographie und Literatur taten alles, um Wilhelms II. Politik von der seines Vaters Friedrich III., des sogenannten Neunundneunzigstageskaisers, abzuheben. Ihrer Mutter, der Queen Victoria, klagte die verwitwete Kaiserin Friedrich 1888, daß Treitschke die Regierung Friedrichs III. „eine traurige Episode“ genannt habe.⁵⁴ Gustav Freytag nutzte seine Erinnerungen sogar, um die in einigen Kreisen verbreitete Meinung zu festigen, der Vater Wilhelms II. habe unter dem Einfluß seiner englischen Gemahlin gestanden; und selbst militärische Geheimnisse hätten über Mitglieder der englischen Königsfamilie während des Deutsch-Französischen Krieges französische Kommandostellen erreicht. Gerade der Deutsch-Französische Krieg brachte schließlich auch eine pseudo-patriotische Literatur hervor, die vielfach durch Mißbrauch von Emotionen und Apologie auf Kaiser Wilhelm I. charakterisiert ist. Ein Paradigma dafür bieten Otto Haendlers gereimte Episoden „Aus Lazaretten“:

Eine Schwester erzählt:

In Ems liegt ein verwundeter Soldat;
Schuß in den Arm. Als man die Kugel eben
entfernt, rief er, kaum wissend, was er tat,
noch halb betäubt: 'Hoch soll der Kaiser leben!'
Wie, langsam, seiner Sinne Nacht dann wich,
kommt Einer leisen Schrittes hergegangen -
der Kaiser selbst! Mild lächelnd neigt er sich
und streicht ihm wie ein Vater Haar und Wangen.

Ein Arzt erzählt:

In Freiburg lag ein junger Offizier ...
Bauchschuß! – Der Schatten sank der Sterbestunde;
Zu lindern seines Durstes heiße Gier,
bot Sekt ich seinem ganz verdorrten Munde.
'Nein, ... singt ein Lied mir, ... singt ... die Wacht am Rhein,
das stolze deutsche Lied, das alte schöne!'
Wir sangens alle. – Lächelnd schlief er ein:
So geh'n zum ew'gen Frieden Deutschlands Söhne!"⁵⁵

⁵³ Peter I. Tschaikowski: Erinnerungen und Musikkritiken. Leipzig 1974, S. 179 f.

⁵⁴ Briefe der Kaiserin Friedrich. Hrsg. von Sir Frederick Ponsonby. Berlin o. J., S. 400.

⁵⁵ Abgedruckt in Die zehnte Muse. Hrsg. von Maximilian Bern. Berlin 1917, 2. Aufl. S. 322.

Dem apoletischen Kult um Preußens Herrscher – besonders seit der Gründung des Kaiserreichs – ist die sogenannte Frauenliteratur des 19. Jahrhunderts in nicht geringem Maße dienstbar gewesen.⁵⁶ Bei demokratisch engagierten Autorinnen, die in der frühen Emanzipationsbewegung der Frauen publizistisch wirksam waren, gibt es Parteinahme für Angehörige des preußischen Könighauses, die sich Reformideen zu Bildung und auch zu sozialen Fragen nicht verschlossen. Bezeichnenderweise war es eine der Vorsitzenden des Berliner Lehrerinnenvereins, Bertha von der Lage, die von fortschrittlichen Schul- und Lehrerinnenvereinen in Deutschland – so in Frankfurt a.O. – und in der Welt – beispielsweise in England und in Argentinien – als Ehrenmitglied geschätzt war, die das Wirken der von konservativen Hofkreisen allein wegen ihrer englischen Herkunft und ihrer Aufgeschlossenheit gegenüber Reformideen stark angefeindeten Kaiserin Friedrich in ihrem Buch „Kaiserin Friedrich und ihr Wirken für Vaterland und Volk“ würdigte. Die Freiin Elise Felicitas von Hohenhausen, einst engste Freundin der Annette von Droste-Hülshoff, hat neben ihren Biographien über Rousseau, Goethe und Byron mit ihrem Büchlein „Drei Kaiserinnen. Die ersten drei Kaiserinnen des neuen deutschen Reichs: Kaiserin Augusta, Kaiserin Viktoria und Kaiserin Augusta Victoria“ auch erste Würdigungen der führenden Frauen des preußischen Königshaus gegeben. Ludovica Hesekei, Tochter von Fontanes Tunnel-Freund und Redakteurs-Kollegen George Hesekei aus Potsdam, hat eine Reihe von Lebensbildern preußischer Prinzessinnen und Königinnen geschrieben – so über Elisabeth Luise, die Frau Friedrich Wilhelms IV., und über die Kaiserin Augusta. 1893 veröffentlichte Camilla Krohn, Schülerin des seinerzeit sehr bekannten Berliner Musikkritikers Ludwig Bussler und selbst Kritikerin für Journale wie „Musikalische Jugendpost“, „Harmonie“ oder „Neue Zeitschrift für Musik“ ihr unterhaltendes Buch „Fürstenjugend. Ausführliche Erziehungsgeschichte der Hohenzollern, vom Grossen Kurfürsten bis zu den jetzigen Kaisersprossen“. In höheren Lehranstalten und in Vereinen wurde Ende der neunziger Jahre häufig das biographische Revuespiel „Der große Kaiser. Poetisches Lebensbild Wilhelms I. mit Musik und lebenden Bildern“ aufgeführt, das Asta Burchardt-Nienstein, Tochter eines ehemaligen Lehrers am Potsdamer Kadettenhause, verfaßt hatte. Zu dieser apoletischen Literatur gehört auch das „Festspiel“ für preußische Gedenktage „Unser Kaiser Wilhelm“ von Emilie Droscher, die ein Töchterpensionat in Bad Homburg leitete, und auch „Ein Blumenstrauss fürs Kaiserhaus“ von Emilie Esser, das als „Festspiel für Töchter Schulen zur Aufführung am Geburtstag Sr. Maj. des Kaisers“ deklariert war. Elisabeth Ebeling, die seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts vor allem Kinder- und Jugendbücher veröffentlichte, legte 1891 das von Wilhelm Schäfer mit Illustrationen ausgestattete „Prinzenbuch. Erzählungen aus dem Leben der kaiserlichen Prinzen“ vor. Dazu gehörte ein „ausgestanzter Kronprinz mit Schilderhaus“. Dieses Schrifttum von Frauen hat chauvinistischen Preußen- und Kaiserkult seit dem Siege über Frankreich im Jahre 1871 prägen und festigen helfen, war gleichsam Beitrag zur Formung preußischer Legenden und säkularisierter Hagiographie um Hohenzollernfürsten.

⁵⁶ Vgl. die bibliographischen Angaben bei Sophie Pataky [wie Anm. 7], Bd. I, S. 117, 167, 174, 346 f., 371, 458 und 471.

Als Kaiser Wilhelm II. 1888 seine Regentschaft begann, charakterisierte der Berliner Volkswitz auf originelle Weise sehr schnell, wodurch sich der neue Kaiser von seinen Vorgängern unterschied. In der preußischen Metropole lief das Wort um, daß „der greise Kaiser, der weise Kaiser und der Reisekaiser“ einander abgewechselt hätten.⁵⁷ Mit Enttäuschung und Verbitterung verfolgte die Mutter Kaiser Wilhelms II. seine vielfachen politischen Taktlosigkeiten und entlarvenden Reden. Als er am Vorabend des Erfurter Sozialistenkongresses 1891 in der Stadt eine markige Rede hielt, kommentierte die Exkaiserin seine „Erfurter Rede“:

„Wilhelm kann Ratschläge weder verstehen noch schätzen. Er fordert und braucht sie nicht und ist in vielen Beziehungen sehr unreif für sein Alter. Fortwährende Fehler und Entgleisungen sind die Folge. 'Ich dulde keinen neben mir, jeden, der gegen mich ist, werde ich zerschmettern.' (-) Er ist so eitel, und all die Schmeichelei hat ihn so eingebildet gemacht, daß er mit Vorliebe bei jeder Gelegenheit redet.“ Auch die Eintragung Wilhelms II. 1891 ins Goldene Buch des Münchener Rathauses „Suprema lex regis voluntas“ (Des Königs Wille ist höchstes Gesetz) begleitete die Mutter mit dem Hinweis an die Queen Victoria: „Ich war unglücklich, [...] Ich glaube, er versteht kaum, was für eine Entgleisung er macht, wenn er so etwas schreibt. Ein Zar, ein unfehlbarer Papst, die Bourbonen und unser armer Karl I. könnten so einen Satz von sich gegeben haben, aber ein konstitutioneller Monarch im 19. Jahrhundert!!! Ein so junger Mann, der Sohn seines Vaters, Dein Enkel, nicht davon zu sprechen, daß er mein Kind ist, soll niemals einen solchen Grundsatz haben oder aussprechen.“ So war es schließlich auch die Kaiserin Friedrich als Mitglied des Hohenzollernhauses, die lakonisch feststellte: „W.[ilhelm] ist keineswegs volkstümlich.“

Noch im Juli 1900, in einem der letzten Briefe, in denen die Kaiserin Friedrich ihren Sohn erwähnt, fällt die Bemerkung: „Der liebe Wilhelm hat wieder eine neue Rede mit viel Gedröhn losgelassen. Ich wünschte, die deutsche Regierung gäbe die Politik der fortwährenden Feuerwerke, aufsehenerregender Überraschungen usw. auf, da die Eitelkeit und Einbildung des Publikums und ihr übertriebenes Nationalgefühl dadurch bis zu einem vollkommen lächerlichen Grade aufgestachelt werden ...“⁵⁸

Die Kaiserin Friedrich war übrigens 1891 die Patronin der Berliner Kunstausstellung. Ihr Sohn nutzte den Besuch seiner Mutter im gleichen Jahre in Paris dazu, um Haltung und Emotionen der Franzosen gegenüber dem Sieger von 1870/71 zu testen. Die Kaiserin Friedrich beabsichtigte, jenen französischen Malern zu danken, die ihre Bilder auf der Kunstausstellung präsentieren wollten. Obwohl sie zahlreiche Ateliers, Gemäldegalerien und Antiquitätengeschäfte, ferner die vorrangig durch Gestaltung historischer oder religiöser Themen bekannten Franzosen Adolphe William Bougnereau und Eduard Détaile, außerdem den Belgier Emile Wauters, den Spanier Federico Madrazo y Kuntz und den Österreicher Michael von Munkácsy – damals wichtige Gestalten des Pariser Kunstlebens – aufsuchte, kam es durch Indiskretionen und politisch-diplomatische Ungeschicklichkeiten zu einem Presseskandal in Frankreich und Deutschland. Als die deutsche Presse andeutete, der Besuch der Exkaiserin sei als

⁵⁷ Briefe der Kaiserin Friedrich [wie Anm. 54], S. 359.

⁵⁸ Briefe der Kaiserin Friedrich [wie Anm. 54], S. 445 – 447 und 482.

Verständigungsgeste gedacht, reagierten französische Journale und Politiker – vor allem die der Boulangisten, der Revanche-Partei – mit nationalistischem Affront gegen die Visite, vor allem auch gegen den Besuch der Kaiserin auf den Schlachtfeldern nahe Paris, gegen den Besuch von St. Cloud und Versailles sowie gegen die instinktlose Haltung im Ministerium der schönen Künste, anlässlich eines Höflichkeitsbesuchs in diesem Departement den Lorbeerkranz vom Fuße des im Gefecht von Buzenval gegen die deutschen Okkupanten gefallenen Malers Henri Regnaud zu entfernen. Die Berliner Presse verleumdete dagegen mit antisemitischen Anwürfen – die Ex-Kaiserin habe vor allem jüdische Sammler besucht – die Pariser Visite der Kaiserin Friedrich, die sich umgehend nach London begab, um weitere Auseinandersetzungen zu verhindern.⁵⁹

Die Atmosphäre der Wilhelminischen Ära mit ihren ständischen und sozialen Gegensätzen, in der die Affäre des Schusters Voigt möglich wurde – Verlogenheit, Blendung, Schein, Ständedünkel, Militarismus und Arroganz herrschten –, haben nicht nur Gerhart Hauptmann in seinem „Biberpelz“ und Carl Zuckmayer in seinem „Hauptmann von Köpenick“ beschrieben. Auch Heinrich Manns „Im Schlaraffenland“ und vor allem „Der Untertan“ liefern dazu poetische Bilder von großer Aussagekraft. Die bitterste Satire auf Wilhelm II. aber hat wohl das Journal „Die Gesellschaft“ des Jahrgangs 1894 geliefert. „Caligula – eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn“ enthielt auf siebzehn Seiten Charakter- und Regierungseigenheiten des wahnsinnigen römischen Kaisers Caligula, der sich als Gottkaiser verehren ließ. Die Anspielungen auf Wilhelm II. waren offensichtlich, der Umsatz der Zeitschrift ein immenser Erfolg.⁶⁰

Wilhelm II. hat in seinen Erinnerungen „Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878-1918“, die vor allem als Rechtfertigungsschrift gedacht waren und 1922 erschienen, recht wenig über seine literarische und künstlerische Bildung ausgeführt, nur darauf verwiesen, daß ihm der Berliner Germanist Erich Schmidt nahegestanden habe. Doch wie sein Ratgeber, der Professor für osteuropäische Geschichte Theodor Schieman, als „aufrechter Balte“ und „Vorkämpfer des Deutschtums gegen slawische Überhebung“ gefeiert wird, so wird aus den lehr- und genußreichen Vortragsabenden Erich Schmidts nichts von ihren Inhalten erwähnt, jedoch die Tatsache, daß sie einem „kerndeutschen Manne“ zu verdanken seien.⁶¹ Dazu gibt es einen interessanten literarischen Kontext. Arnold Zweig erinnerte sich 1948 in einer Rede vor Freunden anlässlich seiner Rückkehr aus der Emigration im Berliner Klub der Kulturschaffenden an die Zeit seines Berliner Germanistikstudiums 1910 und der Vorlesungen bei dem angesehenen Goethe-Philologen Erich Schmidt. Über diesen von Kaiser Wilhelm II. geschätzten Wissenschaftler heißt es in Zweigs Rede: „(...) Als ich ein Student bei Erich Schmidt in der Universität war und hörte, wie dieser Gelehrte und Narr sagte: 'Für seine Gedichte gegen die Hohenzollern

hätte Heinrich Heine verdient, daß man ihm den Hintern vollgehauen hätte', verließ ich das Seminar“ und kam „nie mehr hin“.⁶²

Kaiser Wilhelm II. hielt übrigens den Österreicher Karl Schönherr, dessen Stücke „Die Bildschnitzer“, „Erde“, „Sonnenwendtag“ und „Glaube und Heimat“ einer antinaturalistischen Heimatkunst zuzuordnen sind, für den „ersten deutschen Dramatiker“. Gerhart Hauptmanns „Weber“ wurden dagegen wegen sozialdemokratischer Tendenzen, die die Zensur darin zu entdecken glaubte, vom Berliner Polizeipräsidenten für öffentliche Aufführungen verboten und durften nur in geschlossenen Vorstellungen der „Freien Bühne“ gezeigt werden; und Wilhelm II. kündigte 1893 seine Loge im Deutschen Theater auf, als das Werk an diesem Theater nach der Verbotszeit gespielt wurde. Er hat ohnehin seinen Zensurbehörden das naturalistische Drama zu besonderer Aufmerksamkeit und Überwachung empfohlen. Als dann 1896 das zuständige Komitee dem Kaiser empfahl, den Schiller-Preis an Gerhart Hauptmann zu verleihen, strich er den „Weber“-Autor von der Liste und ließ den Preis dem Schiller-Epigon und Hohenzollernapologeten Ernst von Wildenbruch zusprechen. Heinrich von Kleists „Prinz von Homburg“ mit den markigen Schlußworten „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ war sein „Lieblingsstück“. Zitate daraus finden sich in seinen schrill-chauvinistischen Reden wieder, und vom Oberregisseur des Königlichen Schauspielhauses in Berlin erwartete er, daß man die „fatale Feigheitsszene“ des Stückes streiche und am Schluß hinter einem durchsichtigen Gazevorhang Preußen glorifizierende lebende Bilder zeige.⁶³

Als 1913 der Breslauer Magistrat an Gerhart Hauptmann den Auftrag vergab, ein Bühnenspiel anlässlich des einhundertsten Jahrestages der Befreiungskriege zu schreiben, da war bei den Honoratioren der Stadt damit die Hoffnung verbunden, daß Friedrich Wilhelms III. Breslauer „Aufruf an mein Volk“ vom Februar 1813 eine Rolle spielen werde. Doch Hauptmann, der übrigens nach längerem Zögern die Zusicherung erbat, keinen „billigen Hurratriotismus“ gestalten zu müssen, schrieb sein „Festspiel in Reimen“, eine Revue, die zeitlich vom Aufstieg Napoleons über die Befreiungskriege bis in eine künftige friedliche Zeit reicht, dabei Freiherr von Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Heinrich von Kleist und Turnvater Jahn würdigt, außer einer eher grotesk wirkenden und deutsch radebrechenden Gestalt Friedrichs II. aber keinen preußischen Monarchen erwähnt. Das mit zweitausend Darstellern unter Max Reinhardt inszenierte Stück, das in der gigantischen Breslauer Jahrhunderthalle zur Aufführung kam, wirkte in dieser Umgebung wie Puppentheater in einem überdimensionalen Kosmos. Erkennbare Napoleonverehrung, Ignoranz gegenüber der preußischen Herrschergeschichte und laute Friedensforderung im Stück führten schließlich dazu, daß monarchistische und patriotische Verbände und Kriegervereine protestierten und das „Extra-Blatt der Breslauer Morgen-Zeitung“ vom 17. Juni 1913 melden konnte: „Das Gerhart Hauptmann-Festspiel verboten. Die Ausstellungsleitung hat heute beschlossen, die weiteren

⁵⁹ Briefe der Kaiserin Friedrich [wie Anm. 54], S. 440 – 442.

⁶⁰ Vgl. Michael Balfour: Der Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Berlin 1996, S. 213 f.

⁶¹ Kaiser Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878 – 1918. Leipzig und Berlin 1922, S. 163 – 171 und 181 f.

⁶² Arnold Zweig 1887 – 1968. Werk und Leben in Dokumenten und Bildern. Hrsg. von Georg Wenzel. Berlin und Weimar 1978, S. 601.

⁶³ Vgl. Kleist. Ein Lebensbild in Briefen und zeitgenössischen Berichten. Hrsg. von Klaus Günzel. Berlin 1984, S. 418.

Aufführungen des Jahrhundert-Festspiels von Gerhart Hauptmann einzustellen, so daß heute die letzte Aufführung stattfindet." Tatsächlich hatte der Kronprinz mit der Niederlegung seines Protektorats über die Festlichkeiten in Breslau gedroht, und der Magistrat ließ das „Festspiel“ vor Ablauf der vorgesehenen Aufführungen Ende Juni 1913 absetzen.⁶⁴

Die Tatsache, daß der Kaiser 1915 dann zwölf Autoren den Roten Adlerorden verlieh – unter anderen an Richard Dehmel, Gustav Falke, Cäsar Flaischlen, Walter Flex, Gerhart Hauptmann und Rudolf Alexander Schröder – ordnet sich keineswegs seinem Kunstverständnis, sondern ausschließlich subtilen und ausgefeilten Praktiken der psychologischen Kriegsführung nach 1914 zu. Bezeichnenderweise setzt zur gleichen Zeit Zurückhaltung und Furcht von Journalredaktionen, Bühnen und Verlagen ein, pazifistisches Schrifttum oder Antikriegsbekenntnisse zu publizieren.

Es gab nicht nur apogetische und kritische Gesänge auf Königshaus und preußische Geschichte in deutscher Dichtung – nicht selten trug das Wechselverhältnis zwischen Thron und Literatur den Charakter ernster Opposition und Konflikte. Sie reichen nicht selten bis in die Rechtsgeschichte des Preußischen Staates hinein. Ein sprechendes Beispiel bietet dafür die Biographie des universell begabten Romantikers E.T.A. Hoffmann – Zeichner, Maler, Musiker – bekannt jedoch vor allem als Novellist mit dem Beinamen „Gespenster-Hoffmann“. Hoffmann hatte sich als königlich preußischer Kammergerichtsrat während der Demagogieverfolgung in Preußen den Haß der reaktionären Kreise im Justiz- und Innenministerium zugezogen, denn er erreichte Freilassungen von einigen Studenten und Burschenschaftlern, die in Preußen verfolgt und inhaftiert waren. Der König Friedrich Wilhelm III. mischte sich persönlich ein, als Hoffmann es wagte, im Prozeß um den seit dem 13. Juli 1819 verhafteten und in Spandau und in Küstrin festgehaltenen Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, der vom Direktor Karl Albert von Kamptz im preußischen Polizeiministerium der Attentatsversuche und -pläne angeschuldigt wurde, vorladen zu lassen. Ferner zog der Kammergerichtsrat Hoffmann allen Zorn auf sich, als er im 5. Kapitel seines Romans „Meister Floh“ die Arbeit der Untersuchungskommission gegen sogenannte demagogische Umtriebe persiflierte, in die er selbst durch Erlaß des Königs vom 1. Oktober 1819 berufen worden war. Nur Krankheit und das Attest des Dr.med. Heinrich Meyer über die schwere Erkrankung E.T.A. Hoffmanns bewahrten den romantischen Dichter vor dem Verhör, das Friedrich Wilhelm III. scharf und unerbittlich bestimmt und mit der Auflage, ihm das Verhörprotokoll persönlich innerhalb von 24 Stunden vorzulegen, vom Justizminister von Kirchhausen am 7. Februar 1822 einforderte, weil Polizeidirektor Kamptz Hoffmann wegen Majestätsbeleidigung, „gebrochener Amtsverschwiegenheit“ und „Verleumdung eines Staatsbeamten“ im „Meister Floh“ denunziert hatte.⁶⁵ Einem Autor, der, obwohl er nicht hochdeutsch schrieb, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den erfolgreichsten deutschen Schriftstellern zählen sollte, hat königlich privilegiertes Urteil allergrößtes Unrecht zugefügt. Es ist eines der traurigsten und schändlichsten Belege, die deutsche Literaturgeschichte in diesem Kontext zu bieten hat. Es ist schon eigenartig, in dem Brief

⁶⁴ Eberhard Hilscher: Gerhart Hauptmann. Berlin 1969, S. 307 – 309.

⁶⁵ Vgl. bes. E. T. A. Hoffmann [wie Anm. 35], S. 375 – 408 und 433 – 475.

eines Gefangenen vom Juni 1840 aus einer deutschen Festung über den Tod Friedrich Wilhelms lesen zu müssen: „Mein lieber Vater, der König von P.[reußen] ist also dahingegangen, und die Hoffnung grünt für uns so kräftig wie nie in den 7 Jahren, und ich will und muß glauben, daß sie diesmal Früchte bringt“.⁶⁶ Fritz Reuter, 1833 zum Tode verurteilt, hernach zu dreißig Jahren Haft begnadigt,⁶⁷ schrieb diese Zeilen an seinen Vater, der sich viele Jahre hindurch vergeblich mit Bitt- und Gnadengesuchen in Preußen und in seinem Heimatlande Mecklenburg an die höchsten Obrigkeiten gewandt hatte.

Der deutsche Freiheitssänger, Dichter des Deutschland-Liedes, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, wurde 1843, also just in der vielversprechenden Regierungszeit des Romantikers auf dem Throne, wegen seiner „Unpolitischen Lieder“ – die Zensur sah im Titel dieser kritischen Zeitgedichte eine unzulässige Irreführung – seines Amtes als Professor an der Universität Breslau enthoben. Die von Gustav Schwetschke an Friedrich Wilhelm IV. gerichtete poetische Bitte, dem Dichter ein „frei beflügelt Wort“ zu gestatten, fruchtete nichts, auch nicht Hoffmann von Fallerslebens Bitte im Gedicht „An meinen König!“, der König möge verkünden, daß das Wort frei sei. Bei einem Berlin-Besuch mußte der Dichter „auf Befehl der Polizei“ die Stadt umgehend verlassen. So war er zum rastlosen Wanderleben verdammt.⁶⁸

Der antinaturalistische Ideen-Dramatiker, Balladendichter, Kabarettist, Sänger und Schauspieler Frank Wedekind erlebte den Wechsel vom 19. ins 20. Jahrhundert auf der Festung Königsstein als Gefangener. Das hatte er Gedichten zu danken, die ihm als Majestätsbeleidigung angelastet wurden. Im Münchener „Simplizissimus“ hatte er mehrfach auf die pompöse Orientreise Wilhelms II. im Jahre 1898 angespielt, im Gedicht „Sommer 1898“ den ewigen Juden Ahasver über den armen und bescheidenen Jesus und den in Purpur gekleideten wortreichen und ordensliebenden „Herrscher von Norden“ urteilen lassen und mit der Ballade „Im Heiligen Land“ ein satirisches Willkommenslied geschaffen, das der aus dem Grabe emporgestiegene König David dem eitlen und machtbesessenen, von „Geistlichkeit, Lakaaien, Exzellenzen und Polizeibeamten ohne Zahl“ begleiteten Wilhelm II. zur Begrüßung in Kanaan singt:

„(...) .
Willkommen, Fürst, in meines Landes Grenzen,
(...) .
Mit Stolz erfüllst du Millionen Christen;
Wie wird von nun an Golgatha sich brüsten,
Das einst vernahm das letzte Wort vom Kreuz
Und heute nun das erste deinerseits.“⁶⁹

⁶⁶ Fritz Reuter: Gesammelte Werke und Briefe. Hrsg. von Kurt Batt. Rostock 1967, Bd. 8, S. 203.

⁶⁷ Vgl. Kurt Batt: Fritz Reuter. Leben und Werk. Gesammelte Werke und Briefe [wie Anm. 66], Bd. 9, S. 64 – 88.

⁶⁸ Vgl. u. a. Hoffmann von Fallersleben. Ausgewählte Werke in vier Bänden. Hrsg. von Hans Benzmann. Leipzig o. J., Bd. 3, S. 187, 191 und 216.

⁶⁹ Frank Wedekind: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Manfred Hahn. Berlin und Weimar 1969, Bd. 2, S. 605 f.; siehe auch S. 441 f.

Selbst nach dem Ende des deutschen Kaiserreichs sind deutsche Gerichte noch mit dem Problem Literatur und Hohenzollernhaus konfrontiert worden. Als Erwin Piscator auf seiner Bühne nach einer Textvorlage Alexej Tolstois und mit Zusatztexten von Leo Lania und Felix Gasbarra 1927 „Rasputin, die Romanows, der Krieg und das Volk, das gegen sie aufstand“ inszenierte, da erschien in „der später berühmt gewordenen ‚Drei-Kaiser-Szene‘“ neben Kaiser Franz Joseph und Zar Nikolaus auch Wilhelm II. Die Szene – so Piscator in seiner Schrift „Das Politische Theater“ 1929 – „sollte die führenden Monarchen Europas als jene unselbständigen Werkzeuge im Dienst der herrschenden ökonomischen Interessen ihrer Länder zeigen, die sie in Wahrheit waren“. Doch damit war die Justiz auf den Plan gerufen. Wie der einstige russische Staatsrat, Bankier des Zarenhauses, Akteur politisch und finanziell zwielichtiger Affären, Rasputin-Günstling und spätere Aufsichtsratsvorsitzender Wiener, Berliner und Pariser Banken, Dimitri Rubinstein, gerichtlich gegen seine Darstellung als deutscher Spion in Tolstois „Rasputin“ vorging, so beauftragte auch der Exkaiser von Haus Doorn aus seinen Generalbevollmächtigten, den Oberst a.D. Leopold von Kleist in Berlin, gegen die Zeichnung seiner Gestalt in der Drei-Kaiser-Szene eine einstweilige Verfügung zu erwirken, die die vierte Zivilkammer des ersten Berliner Landgerichts dann auch am 24. November erließ. Piscators Erklärung an das Gericht, daß er die Person des ehemaligen deutschen Kaisers schon auf Grund seiner Weltanschauung und seines Geschichtsverständnisses nicht als „Zerrbild“ habe zeigen wollen, sondern sich an „zugängliches Quellenmaterial“ gehalten habe, half wenig.

Die einstweilige Verfügung beharrte darauf, daß „die Ehre des Antragstellers verletzt“ werde; und so blieb Piscator und seinen Mitarbeitern nur der Ausweg, den eine Pressenotiz beschreibt: „Der gestern nachmittag bekannt gewordene Gerichtsbeschluß, der gemäß dem Antrag des Exkaisers der Piscator-Bühne untersagt, die Person Wilhelms II. auf der Bühne auftreten zu lassen, hatte zur Folge, daß das Theater am Nollendorfplatz abends bis auf den letzten Platz besetzt war. (...) Als die Lichtinschrift vor der Monarchen-Szene die Worte Petrograd, Berlin, Wien auf die Weltkugel warf, erhob sich ein Teil der Zuhörerschaft von den Plätzen, um zu erfahren, was nun geschehen würde. (-) Es öffneten sich die Segmente, und man erblickte wie bei den früheren Aufführungen in dem oberen Teil den Kaiser Nikolaus, rechts unten Kaiser Franz Joseph, während aus dem linken Segment der Schriftsteller Leo Lania trat, dem Publikum mitzuteilen, daß der Exkaiser gegen seine Darstellung auf dieser Bühne Einspruch erhoben habe. Lania verlas die wichtigsten Sätze der am Nachmittag vom Landgericht I zugestellten einstweiligen Verfügung. Das Publikum, das während der Verlesung der Verfügung bei einigen Stellen in Heiterkeit ausbrach, quittierte den Szenenwechsel mit lebhaftem Beifall.“

Immerhin bleibt als Resümee, daß es dem Exkaiser möglich war, in die Kulturszene einer demokratischen Republik hineinzuwirken, denn Piscator beschließt Bericht und Dokumentation dieser Vorgänge mit dem Hinweis: „Als Geschäftsführer der G.m.b.H. bin ich noch lange Zeit sowohl von Rubinsteins wie von Wilhelms Gerichtsvollziehern wegen der Gerichtskosten heimgesucht worden.“⁷⁰

⁷⁰ Belege in Erwin Piscator: Schriften. Hrsg. von Ludwig Hoffmann. Berlin 1968, Bd. 1, S. 166 f. und 175 – 186.

Königshaus und Literatur in Preußen – dieses Bild nur – wie der sozialdemokratische Literaturhistoriker und -kritiker Franz Mehring in seinem Preußengroll – polemisch zu zeichnen oder es apologetisch zu schönen, führt mit Sicherheit nur zu Verzerrungen. Es ist aus der Geschichte und aus den jeweiligen Literaturverhältnissen abzuleiten – allein das wird dem Thema gerecht. Dennoch ist man versucht, resümierend und abschließend an ein Wort des mehrfach zitierten Varnhagen von Ense zu erinnern, der vor einhundertvierzig Jahren verbittert in sein Tagebuch schrieb: „Man rühmt Preußen als den Staat der Einsicht, des Geistes, des Fortschritts; was an diesem Ruhme Wahres ist, läßt sich alles auf Friedrich den Großen und seine Nachwirkungen – nicht Nachfolger! – zurückführen. Die Könige vor und nach ihm waren dem Fortschreiten der Bildung und der Entwicklung des Geistes keineswegs hold, sie bestritten den Gang der Dinge nach Kräften, suchten zu unterdrücken, zu verdunkeln, und wenn sie dennoch vieles Befreiende und Erhellende taten oder zuließen, so war es, weil sie mußten, nicht anders konnten. – ...“⁷¹

⁷¹ Karl August Varnhagen von Ense [wie Anm. 26], S. 333.